

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 5-6

Artikel: Von neurussischen Erzählern
Autor: Schmitz, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Ausspruch dieses Gesetzes trägt sich in gleichförmigem Abgesang vor. Dem Innern ist freiere Entfaltung gewährt. Aus der erdverstrickten Schwere der Romanik erwächst ein immer heftigeres Sehnen nach Licht, bis es zuletzt in Glaswänden die Masse zu einem Schweben von Farben und Linien vergeistigt. Ein Gewölbe ersteht, das wie ein Gebet emporsteigt, um in erbebender Demut sich wie vertropfend zu neigen. Die warme Innigkeit und musikgetragene Schönheit des anglikanischen Kultes erhält diesen Stätten menschlicher Hingabe an das Göttliche, wie wir sie heute nimmer — vielleicht auch nur noch nicht wieder — zu schaffen vermöchten, eine beglückende Lebendigkeit. Wir nehmen dies Glück in uns herein, wissend, daß es nebst der seltsam besangenden Landschaft mit zum Wertvollsten gehört, was wir von England heimbringen.

Von neurossischen Erzählern.

Von Paul Schmitz, Basel.

Seit geraumer Zeit hat meinen Schreibtisch eine hohe Beige von deutschen Ausgaben z. T. umfangreicher neurossischer Romane geziert. Vorwurfsvoll mahnte mich ihr Anblick bei jeder Gelegenheit, sie endlich zu besprechen. Aber ich kniff immer wieder und je länger ich zauderte, desto fatalere Hemmungen stellten sich ein. Das Wort Turgeniows stieß mir auf von den unbeständigen Russen, die beständig in gasförmigem Zustand sind, und ein anderes Wort vom gedehnten Ächzen, das durch die ganze (immerhin erst gegen 100 Jahre alte) Literatur dieses ewig und unerquicklich zwischen Europa und Asien hin und her geschupften, unseligen Volkes geht. ... Genug, übergenug von diesem gasförmigen Volk und seinem langweiligen, gedehnten Ächzen! Bis zum Überdruß hab ich's einst durcherlebt, bis zu deutlicher Verblödung bin ich einst in diesem Sumpf von Mitleid und Sadismus herumgewatet, den man russische Literatur nennt! Und mich nun in späteren, reiferen Jahren nochmals mit diesem längst überwundenen Zeugs befassen — unmöglich, ganz unmöglich, Herr Redaktor!

Ich war drauf und dran, Ihnen die mir zur Besprechung seinerzeit gütigst anvertrauten Bücher mit einem gebührenden Entschuldigungsschreiben zu returnieren, als just eine freundliche Mahnung von Ihnen eintraf, mich derselben doch endlich annehmen zu wollen. Nun, und da fäzte ich mir endlich ein Herz, griff mit Todesverachtung gleich nach dem Buch, das mir wegen seiner uns förmigen Dicke (775 Seiten) am meisten Angst eingejagt hatte und las mich mit fühltem Anlauf hinein. Die Schleife war glücklich angetrieben und das Weitere folgte beinahe von selber!

Genanntes Buch enthält nicht weniger als dreißig „neue Erzähler des neuen Rußland“. Ihre Namen prangen alle auf dem Umschlag, nebst dem folgenden manifestähnlichen Waschzettel: „Rußland spricht aus dem Munde dreißig Dreißigjähriger von Tod, Haß, Hunger, Hoffnung,

Angst, Verzweiflung, Glück und Auferstehung... Zehn Jahre, die ein Jahrtausend löschen — gewolltes Schicksal, das nicht vergeblich war —, bluten und blühen auf aus diesem Dokument..." Manifeste und Waschzettel nehmen nun mal das Maul etwas voll!

Aber es ist etwas an diesen Geschichten, an diesen wie in fliegender Hast hingeschriebenen Fragmenten und Skizzen. Und es bleibt merkwürdig genug, wie in einer Zeit, da in Russland alles drunter und drüber ging, sich eine Anzahl junger Leute mit der Unmittelbarkeit und Frische ihrer Russennatur allerhand vom Halse zu schreiben vermochten und damit erreicht haben, daß die verbindenden Fäden mit der geistigen Welt von Gestern nicht alle gerissen sind. Erstaunt sehen wir in diesen neuen Büchern Menschen und Dinge mit denselben Mitteln geschildert, sehen da und dort dieselben Typen auftauchen, die uns von der vorrevolutionären, klassischen Literatur der Gogol, Dostojewski, Tolstoi, Tschechow und Späterer her bekannt sind. Bloß daß der Eine dieser Typen, dem öden Zeitjargon entsprechend, die Marke „Bourgeois“, der Andere die Marke „Proletarier“ aufgeflebt bekommen hat. Man kann feststellen, daß auch die klassenbewußten Kommunisten unter diesen jungen Schriftstellern, die rabiat mit jeder Vergangenheit Schluß gemacht haben, sich im Fahrwasser ihrer großen „bourgeoisen“ Vorgänger der Zarenzeit befinden.

Als ich in jungen Jahren einmal in Russland lebte, war die unbürgerlich heroisch gestimmte Gesellschaft dort von einem grenzenlosen Glauben an Fortschritt und Materialismus erfüllt. Dichter und Schriftsteller wurden nicht nach ihrem künstlerischen Wert, sondern darnach beurteilt, ob sie liberal oder „reaktionär“ waren. Nur der „Liberale“ wurde anerkannt; der als konservativ geltende große Gestalter Ljeßkow z. B. verschwand unerbittlich in der Versenkung, weil er konservativer — „reaktionärer“ Anschauungen verdächtig war. Ich entsinne mich denn auch nicht, seinen Namen in jenen Jahren je gelesen oder gehört zu haben. Dafür waren die so dicken belletristischen Zeitschriften von reichlich viel populärwissenschaftlichem Schwätz und den meist banalen Produkten „liberaler“ Erzähler und Lyriker angefüllt.

Die heute auf Sowjetboden schaffende junge Dichtergeneration scheint allem nach künstlerisch unbefangener zu sein als die einstigen doktrinär liberalen Wegbereiter des Bolschewismus: sie schätzt den lange verkannten Ljeßkow als Meister der lebendigen, bildgesättigten VolksSprache und scheint ihn manchmal kräftig nachzuahmen. Dabei natürlich sind diese Jungen ganz unmetaphysisch und unmystisch. Es gibt bei ihnen wie bei den einstigen bürgerlichen und adeligen Nihilisten nichts Himmlisches und Geheimnisvolles; es gibt nur die derbe, herbe Erde mit ihren hemmungslos lebensgierigen, wirtschaftlich eingestellten Menschen. Eine Härte, die immer wieder in Brutalität entartet, eine ungeheure Illusionslosigkeit, eine phrasenlose Barschheit herrscht vor. Was ist bei diesen Junggruppen aus Liebe und Tod geworden, den beiden Polen des Lebens, die von den Dichtern aller Zeiten, jene mit Zärtlichkeit und Romantik, dieser mit Ehrfurcht verklärt worden sind! Mit kleinen Ausnahmen, die noch zu erwähnen sind, wird

jene sozusagen nur noch als Schändung, dieser nur noch als Erschließung literarisch zugelassen!

Aber bei all diesem abstoßenden Reflex des im russischen Leben wütenden Bolschewismus — wie viel sinnenkräftige Beobachtungsgabe, wie viel vitale Frische und Ursprünglichkeit! Schon vorrevolutionäre Russen haben uns von tausendjähriger Besitztum und Kultur belastete und verblähte Europäer durch diese Eigenschaften manchmal gelb vor Neid werden lassen. Es kann uns gegenüber diesen Heutigen nicht anders gehen!

Soweit sich aus den im Ganzen offenbar gut geratenen deutschen Übertragungen und den beigegebenen biographischen Bemerkungen schließen lässt, ist etwas viel unrußisches Mischblut unter diesen 30 Jungen. Bei der ungeheuren, gesellschaftlichen Umkämpfung und Entfesselung fremdstämmiger Volksteile nimmt das weiter nicht wunder. Es drückt sich psychologisch deutlich aus. Auch unterläuft Mittelmäßiges oder gerissen Geistreichelndes. So enttäuscht hier der gerühmte Ehrenburg, und Majakowski's Neuhörker Eindrücke könnte ein unbefangener europäischer Berichterstatter auch geschrieben haben; dazu hätte es des überschätzten Lyrikers von Sowjetgnaden nicht bedurft.

Dagegen eines Gogol würdig fand ich die Satire von Semjon Soljja „Ak und die Menschheit“. Sie lässt nebenbei den Schluß zu, daß die bolschewistische Zensur nicht immer so engherzig gehandhabt wird, wie man wohl meinen könnte. Ak ist Vorsteher des „Kollegiums der äußersten Entschlossenheit“; durch Plakate lässt er verkünden, daß alle Einwohner der Stadt, deren Leben vom Kollegium als überflüssig erkannt wird, sich binnen 24 Stunden das Leben zu nehmen haben und falls sie dies nicht tun, kurzerhand erschossen werden. Es kommt zu grotesken Szenen und es wird gründliche Arbeit geleistet. Aber als Ak sich dann sadistisch in den Berg von Todesprotokollen einwühlt, beschleichen ihn leise Zweifel an der Rechtfertigung seines genialen Verfahrens und als weichherziger russischer Hamlet fragt er sich gramvoll: „Was soll man tun? Wo ist ein Ausweg? Solange man die lebenden Menschen studiert, kommt man zum Schluß, daß drei Viertel von ihnen vertilgt werden müssen, und wenn man die getöteten studiert, so weiß man nicht: hätte man sie nicht lieben und bekleiden sollen? Hier läuft für mich die Menschenfrage in die Sackgasse...“ Und der gute Ak lässt neue Plakate anschlagen, wonach sich das Kollegium der äußersten Entschlossenheit umgewandelt hat in das Kollegium des äußersten Zartgefühls, das statt Todesprotokolle Protokolle der Freude aufnimmt und Krethi und Blethi wieder zu leben erlaubt, worauf alles ins alte Geleise kommt, von dem bißchen Trauer um die vielen, etwas voreilig Erschossenen abgesehen! Dieses Weichtier von Ak, das entsetzlich grausam wird, sowie sich ihm an Hand einer ihm wesensfremden Logik etwas als „logisch notwendig“ erweist — das ist der waschechte Russe, wie er sich nun ja als Bolschewik aufs Schönste entfaltet hat!

Sympathisch in ihrer schlichten Menschlichkeit berührten mich Geschichten wie die des „proletarischen“ Schriftstellers Jakow Lew „Um vier Uhr nachts“. Hier geht eine zielbewußte junge Bolschewistin wie nur irgend ein sentimentales Bürgermädchen an mangelnder Liebe zu Grunde. Röß-

lich ist Katajew's Erzählung „Die Messer“; sie beweist, daß die Sowjetelasse aushaarrende Liebe und bürgerliche Liebeswerbung noch nicht ganz auszurotten vermochten.

Auch etwas „Historisches“ ist in dem erstaunlichen Band: die groteske Geschichte von „Sekondeleutnant Saber“; sie geht den Zaren Paul an, ist aber mindestens ebenso zeitgemäß wie alle übrigen Geschichten.

Inzwischen ist das Buch in zweiter Auflage erschienen; ein paar der schwächeren Beiträge sollen hier ausgemerzt und durch bessere ersetzt werden sein. Mögen die als minderwertig Weggelassenen nicht gerade die sein, welche ich soeben lobend hervorgehoben habe!

Bemerkenswert in dem Buche ist noch Lydia Sejfullina. Ihr Herz schlägt den armen, durch Krieg und Bolschewismus heimatlos gewordenen Kindern. Von ihr ist auch ein kleines, aber schwerwiegendes Buch da: „Der Ausreißer“. Es schildert das Los eines herumbagabundierenden, zum „Rechtsverleger“ gewordenen Bauernbuben. Zum Glück nimmt sich eine Art Bolschewikenpestalozzi seiner an. Er gründet in dem allgemeinen Wirrwarr und Elend mit verwahrlosten Kindern eine Kolonie, gewöhnt sie an vernünftige Arbeit und wäre im Begriff, aus ihnen brauchbare Menschen zu machen, wenn das Volksbildungskommissariat in der Hauptstadt es zu ließe; aber dieses fordert die Pfleglinge in die städtischen Kinderheime zurück, wo sie mit Sicherheit zu Grunde gehen, und verweigert der Kolonie die Lebensmittel. Der Winter naht, der Hungertod droht; aber die über Nacht gereisten Kinder wollen mit dem Erzieher durchhalten, es komme, was da wolle. Mit einer Ahnung, daß es nichts Bönerteres und Bössartigeres je gegeben hat als die Sowjetbureaucratie, wird der Leser entlassen.

Erstaunlich viel Erzähleralent verrät Leonid Leonow; von ihm liegt mir der zweibändige Roman „Der Dieb“ vor, dessen ersten Band ich immerhin ganz durchgelesen habe. Man spürt von literarischen Eindrücken namentlich Dostojewski. Mir unvergänglich in dem unheimlich fieberhaften Durcheinander bodenloser Existzenzen der ehemalige Großgrundbesitzer Manjukin, einst die Verkörperung irdischen Wohlergehens, nun vom Chaos der Revolution verschlungen, ein trauriges Symbol der Enttäuschung und des Kummers, ein Wrack, das sich das schwarze Brot seines elenden Lebens durch Geschichtenerzählen und grandiose Aufschneidereien in Winkelpinten verdient. Auch freimütige Worte fallen in diesem Roman, wie: „Es herrscht eine allgemeine Verkümmерung der Seelen... Alles ist in Verwirrung und Einschlägt dem Andern ins Gesicht... Das Eisen gemeinsam mit schleichernder Schurkerei verwüstet das Land.“ Ein überzeugter Kommunist spricht die Quintessenz bolschewistischer Weisheit so aus: „Wenn die Menschen einmal alles besser wissen werden, wenn sie alles messen, alles wägen, alles berechnen können, dann kommt das Glück. Das Glück, meine Liebe, kann man so gut wie Galoschen oder wie diese Glühbirne da erzeugen.“ Aus den nihilistischen Romanen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hats auffällig ähnlich geflungen. So kommen wir beiläufig wieder zur interessanten Feststellung, daß diese sowjetrussische Romanliteratur gar nicht so grundanders ist als die frühere. Der Russe ist eben im Grund seines

Wesens der geborene Nihilist und so braucht man sich weiter nicht zu wundern, wenn er sich nun einmal unter besonders günstigen Umständen realisiert und das ganze Land auf den Kopf gestellt hat.

Aber da ist, diese Behauptung erschütternd, Gladkovs großer Roman „Zement“. Viel unmittelbarer als Leonow steht er im russischen Gegenwartsleben. Der Soldat Gljeb kehrt nach drei Jahren Krieg zur Arbeitsstätte seiner Jugend zurück, einem Zementwerk irgendwo am Schwarzen Meer. Er ist entsetzt über die Verwüstung, welche die Revolution angerichtet hat. Voll trockiger Kraft geht er mit ein paar Genossen, die wie er aus der brodelnden Arbeitermasse ragen, immerhin vor allem mit Hilfe eines gesinnungsverdächtigen deutschen Ingenieurs daran, das zerstörte Werk wieder in Betrieb zu setzen und an der „proletarischen Kultur“ zu bauen. Das gelingt halbwegs nach drei weiteren Jahren wechselvoller Schicksale, Intrigen, Gefahren und wilden Kämpfen mit den Banditen. Die Banditen sind die Weizen und Rosen; sie werden von den Rotarmisten nach wechselseitigen Greueln schließlich verdrängt. Mit der „kulturvollen Gemütlichkeit“ des Bourgeois in der nahen Stadt wird gründlich aufgeräumt; dabei kommt es zur furchtbaren Szenen.

Diese kommunistischen Arbeiter sind auch im Verkehr unter sich hart und kurz angebunden, daß es manchmal klingt wie Trommelwirbel. Dabei tun sie, wie wenn die Arbeit ihre ureigenste Erfindung wäre, was in Sowjetrußland offenbar zum guten Ton gehört. Der von Natur Faule kommt sich eben ungeheuer wichtig vor, wenn er einmal die Hände röhrt. Hart und heftig gehts auch unter den „freien“ Proletarierfrauen zu. „Wo zu brauchst du deinen Mann? Tag ihn fort... Hengste sind ohne Zahl, zur Auswahl da!“ herrscht Eine die Andere an. Dem Helden Gljeb und den beiden Genossinnen, die „wie Wellen durch sein Herz gehen“, kann man eine gewisse Größe nicht absprechen. Dascha, seine ihm durch „freie Liebe“ abtrünnig gewordene Frau, hat als Vorsteherin der gut organisierten „Fraengruppe“ so viele wichtige Sitzungen, daß ihr keine Zeit für ihr Kind bleibt. Das Wurm, in einem kommunistischen Kinderheim verstaut, stirbt dort an mangelnder Mutterliebe. Die Mutter fühlt ihre Schuld — „und die Worte Revolution, Kampf, Arbeit, Partei klangen ihr wie ein hohles Faß!“ Vernichtender kann man mit der Politisierung der Frau nicht ins Gericht gehen, als hier geschieht. Daß sich unsere für Sowjetzustände schwärmenden Kommunisten so was gesagt sein ließen!

Mag die Sprache, die der Autor seine Leute sprechen läßt, vielleicht nicht volksmäßig, sondern seine eigene leidenschaftliche Sprache sein, — diese kämpfenden, von einer finsteren Macht beherrschten Einzelnen ballen sich mit der dumpferen Masse, mit den unheimlich lebenden Maschinen, mit der wilden Gebirgsnatur, mit Himmel und Meer und Stadt zu packender Einheit zusammen.

Es hat in unsrer sanfteren Regionen einmal einen kostlichen Dichter gegeben, der nach Goethes Wort das Weltall verbauert hat. Dieser Gladkov da hat es mit der Glut eines vitalen Jungrussen verbolschewikelt. Man erlebt, was ein Glaube, und sei er noch so borniert, bei urkräftigen Menschen vermag. Wahrlich, jenes ohnmächtige Ächzen, das sich durch die ganze

frühere Russenliteratur dehnte, dies Ächzen, das man auch noch bei Leonow so deutlich verspürt — hier bei Gladkow ist es von elementarer Lebensgewalt weggefegt, — was immerhin zu denken gibt!

Nach den drei erwähnten Büchern fällt für mich das Interesse am Weiteren ab. Da ist des jungen bäuerlichen P. an f e r o w Roman „Die Ge-
nossenschaft der Habenichtse“, der die Tradition des alten russischen Bauern-
romans neuartig fortsetzt. Frisch, wie alle diese neuen Russen, erzählt er
das Leben des aus seiner tausendjährigen Ruhe aufgestörten Dorfes in den
unendlichen Weiten der Wolganiederungen und ihrer dunklen Wälder, den
Kampf zwischen Kukaken und Habenichtsen um den Boden und um „die
Bildung einer neuen Gesellschaft“. — Da ist F a d a j e w s „Die Neunzehn“. Eine
Bandie von ebenso vielen Rotarmisten unter Führung ihres nicht sehr
überzeugenden Kommandanten Lewinsohn schlägt sich abenteuernd mit den
Weißen herum; wilde Weibergeschichten spielen hinein und an gelegent-
lichen langweiligen Räsonnementen fehlt's auch nicht.

Auf höherer Stufe scheinen mir zwei Romane von Konstantin
F e d i n zu stehen. Der erste: „Städte und Jahre“ ist ein Roman „aus dem
alten Deutschland und dem neuen Russland“, spielt bald dort, bald hier
und sucht die vier Kriegs- und die drei ersten Revolutionsjahre zu erfassen;
alle sozialen Schichten, Krieg und eine gehörige Dosis Liebe kommen darin
vor. Fedin ist wohl einer der seltenen heutigen Russen, die Struktur haben;
darin hat er etwas Westliches. Das zeigt auch sein zweites Buch „Die
Brüder“. Zwei hochstehende Menschen setzen sich mit der rasenden Zeit
kämpfend, leidend und philosophierend auseinander; der eine findet in der
Musik Trost für alles Verlorene. Kämpfe zwischen Roten und Weißen sind
virtuos geschildert.

Einer älteren Dichtergeneration gehört an, aber auf die Jungen offen-
bar Einfluß hat der dostojewskinische N e m i s o w . Seine Erzählung „Im
blauen Felde“ schildert eines kleinadligen Mädchens Geschichte von der
Wiege bis zur Schwelle des Lebens mit mitleidsvoller, zarter Seele und
seinem Verständnis für Volksüberlieferung. Zuletzt ist da noch des bereits
erwähnten I l j a C h r e n b u r g Buch „Die Verschwörung der Gleichen“. Es
behandelt Leben und Ende des bekannten französischen Gleichheits-
schwärmers Gracchus Babeuf, für den sich der Verfasser offenbar als für
einen legitimen Vorläufer der Bolschewiken ins Zeug gelegt hat.

Damit wäre die schreckhafte Bücherbeige glücklich abgetragen. Es war
nicht so schlimm, wie ich's mir in meinem langen Hemmungsstadium vor-
gestellt habe. Aber ich bin doch froh, mich darnach wieder auf meinen
heimatlich bürgerlichen Granitboden zurückzugeben zu können. Er ist als
Granit vielleicht etwas spröd und unfruchtbar, aber dafür fest eingefügt
in die, wollen wir hoffen, noch immer lebensfähige europäische Ordnung
und Überlieferung!